

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 13 (1937-1938)
Heft: 6

Artikel: Der Amerikaner
Autor: Bächtold, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066380>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DER AMERIKANER

Von Albert Bächtold

Illustration von
O. Bachmann

Am äussersten Dorfrand, dort, wo die Baumgärten beginnen, wohnt der Xanderlijakob mit seiner Madleh. Ein mächtiger Nussbaum betreut ihr kleines Haus. Jetzt, im Sommer, streckt er seine grosslappigen, herbeduftenden Blätter bis in die Stube hinein. Vor den Fenstern stehen Geranien, Nelken, Fuchsien und Begonien. Alles atmet Freundlichkeit.

Es ist Sonnabend. Die Glocken läuten vom Kirchenhügel herab, eine um die andere erst, dann alle zusammen: Sonntag! Sonntag! rufen sie ins Land hinaus. Jakob hat beizeiten Grünfutter für zwei Tage eingeführt und rings ums Haus aufgeräumt. Er ist ein Mann vom alten Schlag. Am Samstag fängt der Sonntag an, sagt er. Madleh ist in der Küche und kocht Kaffee. Jetzt hat sie gerufen. Jakob stellt die Giesskanne in den Schopf und geht langsam hinauf.

Die kleine Stube ist peinlich sauber.

Der grüne Kachelofen mit seinem Holzgestänge und den rotkarierten Vorhängchen sagt: «Guten Abend!» In einer Ecke steht der einfache Holztisch, darauf die «Kaffistitze», ein uraltes, rampo- niertes Ding auf drei Stelzbeinen, mit gelbem Schnabel und Kupferdeckel, neben ihr der runde, freundliche Milchkrug mit roten Tupfen. Aus ihren Schnäbeln dampft es. Bauernbrot liegt auf dem Tisch, und eine mächtige Schüssel Brat- kartoffeln verbreitet liebliche Düfte.

Über der Kommode hängt in einem schwarzen Rähmchen das Bild eines jun- gen Mädchens. Das war Annili, ihr ein- ziges Kind, ein überaus zartes Ding, nie recht gesund, nie richtig krank, immer zerbrechlich. Der Vater sagte oft zu ihm: «Annili, dich sollte man in ein Glas- kästlein stellen und ein warmes Öfili dazu, dann wärest du am besten aufge- hoben.» Das Mädchen war sein Aug- apfel. Aber eines Morgens im Winter brachten sie es aus dem Unterricht. Es war mitten auf der Strasse umgefallen und hatte einen Blutsturz bekommen. Als sie es auf einem Kinderschlitten heim- führten, hatte es noch ein Lächeln auf den Lippen. Wie ein Schlafendes sah es aus. Das ist jetzt viele Jahre her, aber jeden Samstag geht Madleh auf den Totengarten und betreut das Grab ihres Kindes. Nun könnte es bereits eine ver- heiratete Frau sein und Kinder haben, Enkelkinder, eine ganze Schar, denkt Madleh. Aber das Schicksal und der Herrgott haben es anders gewollt.

Neben Annili hängt in einem schön- en Silberrahmen das Bild eines jungen Mannes. «Underwood & Underwood, New York», steht unter dem Bild. Das ist Haniss, Jakobs einziger Bruder, der vor bald vierzig Jahren nach Amerika auswanderte. Sie haben selten von ihm gehört, wissen aber, dass er noch am Leben ist. Voriges Jahr, als Bernhard zurückkam, hat er Grüsse von ihm ge- bracht. Er sei Pähnter, arbeite als Maler auf Neubauten und verdiene eine Menge Geld. Vielleicht werde er bald einmal herüberkommen. Doch daran glauben

weder Jakob, noch Madleh. Wenn einer vierzig Jahre in Amerika gewesen ist, kehrt er nie mehr zurück.

Man hört Schritte draussen. Es kommt jemand. Aber sie stehen nicht auf. Es kommt durch die Küche. Es klopft an. «Nur ein!» ruft Jakob.

Die Tür geht auf, und da steht ein feingekleideter Herr mit einem grossen, schwarzen Lederkoffer in der Hand.

«Well, da hätt ich euch ja endlich gefunden», sagt der Herr in einer fremd klingenden Sprache, «ich hab nicht ge- wusst, dass ihr nicht mehr im Winkel wohnt.» Aber weder Jakob noch Madleh kennen diesen Fremden.

«Wollt Ihr nicht so gut sein und Platz nehmen?» sagt Jakob, «und mit wem haben wir die Ehre, wenn ich fra- gen darf? Ihr seid doch nicht etwa aus Amerika gekommen und habt uns Nach- richten vom Haniss gebracht? Haniss ist nämlich mein Bruder. Dort an der Wand hängt sein Bild. Kennt Ihr ihn viel- leicht?» Die sonderbare Sprache und das ganze Aussehen des Fremden haben Jakob auf diese Spur gebracht.

«Du hast's genau erraten», sagt der Fremde lachend, «und was den Haniss betrifft, so hab ich ihn gleich selber mit- gebracht. Da steht er lebensgross, aber dass du dei eigne Brueder nicht mehr kenne tust, hätt ich von dir nicht er- wartet, Jakob!»

«Ja, um alleswillen, es wird doch nicht . . ., nein, aber jetzt, hä Gottwilche, Haniss . . ., hä aber au, und kein Wort haben wir gewusst. Komm, leg ab! Mad- leh, lauf zum Beck um Weggli, hol einen Sack voll!» Nichts auf der ganzen Welt hätte diese alten Leutchen so aus Rand und Band bringen können wie dieser Be- such. So ein Ereignis! Nein aber auch! Am Abend weiss das ganze Dorf, dass der Xanderlijakobe-Haniss aus Amerika heimgekommen ist und einen Geldsäckel mitgebracht hat, den man an zwei Hand- griffen tragen muss. Jetzt bekommen sie wieder einmal etwas aus der grossen Welt zu hören. Viele Kirchdörfler leben überm grossen Ozean, und wenn einer heim-

kommt, bringt er immer Grüsse mit. Das ganze Dorf ist in Aufregung. Es ist beinahe wie vor einem Fest.

«Du wirst doch auch mit zur Kirche kommen», sagt Jakob anderntags zu seinem Bruder.

«Schuhr komme ich. Seit vierzig Jahren war ich nicht mehr in einer Kirche drin. Dazu hat man drüben keine Zeit. Ich weiss nicht einmal, wo es eine protestantische Kirche gibt in New York. Aber hier muss man ja, wenn man die Leute sehen will.»

«Ja, oder ins Wirtshaus», fügt Madleh bei.

Sie gehen noch vor dem ersten Läuten, gehen langsam, durch die Gärten. Der Amerikaner erlebt ein Wunder übers andere. Schon gestern, an diesem wunderbar stillen Sommerabend, konnte er sich vor Staunen nicht fassen. Dass die Heimat lieblich ist, hat er nie vergessen, aber so war sie nicht mehr in seiner Erinnerung. «Weisst du, Jakob, ob du mir's glaubst oder nicht, aber das ist ein Paradies hier. Ich bin durch viele Länder gekommen, grosse Länder, von denen die ganze Welt spricht, aber so etwas wie das hier gibt's auf der ganzen Welt nicht zum zweitenmal. Dieses saftige Grün, diese buschigen Bäume, dein Nussbaum dort beim Haus, das reinste Wunder. Und die Ruhe! Ich bin kein frommer Mann. Vierzig Jahre war ich in keiner Kirche drin. Aber dieses hier ist das schönste Gottesland auf Erden. Vierzig Jahre lang, vierzig ganze Jahre hab ich keinen blühenden Baum und keinen Rebstock gesehen. Verstehst du, was das heisst, vierzig Jahre?»

Was soll der gute Jakob zu diesem Lob sagen? Er ist weder ein Schriftgelehrter, noch ein redegewandter Mann, noch ein Amerikaner, wie sein Bruder hier. Alles, was er herausbringt, ist ein Kopfnicken und eine bescheidene Bestätigung: «Woll-woll, es muss so sein.» Natürlich ist er lang nicht so empfänglich für die Natur, in der er lebt und täglich arbeiten muss. Für ihn ist sie einfach da, ist ihm etwas Gewohntes,

und das Gewohnte hat keinerlei Reize oder Grossartigkeiten. Er könnte sogar davon erzählen, dass es manchmal verdammt hart ist, in dieser Natur zu leben, die nicht immer so freundlich mit den Menschen umgeht, wie an diesem herrlichen Sonntag. Aber daran denkt er jetzt gar nicht.

Beim Amerikaner ist es ganz anders. Er kommt aus einer Steinwüste, in der es weder Wiesen, noch Baumgärten, noch Weinberge gibt. Er beginnt sein Tagewerk mit einer unterirdischen Bahnfahrt, arbeitet den ganzen Tag in dreissig- bis fünfzigstöckigen Neubauten, hört nichts als Hämmern, Fauchen, Stampfen, Sirenengeheul. Alles, was er dann und wann sehen kann, ist der Meeresarm dort draussen, der immer lockt und ruft: «Nach Hause! Nach Hause! Hinüber!» Manchmal ist er am Abend noch dort gestanden und hat die Zähne zusammenbeissen müssen, bis es vorüber war.

Er verdient eine Menge Geld, mehr in einer Woche als sein Bruder in einem Vierteljahr. Aber jetzt sieht er, dass der Bruder der Glücklichere ist, obschon er es gar nicht weiss. Er ist ein gesunder Baum mit Ästen, Zweigen und Blättern, mit Wurzeln tief in der Heimaterde. Er bearbeitet und befruchtet das Land um sich her und erfüllt eine wichtige Aufgabe im Leben. Er ist Glied einer Kette natürlicher und notwendiger Vorgänge. Der Bruder ist am richtigen Platz auf der Welt.

Aber er? Ja, er verdient Geld, aber er muss Herz, Lunge und Seele hergeben und bekommt Silberdollars dafür. Er hat jetzt die Malerkrankheit. Seht, wie gelb er im Gesicht ist und wie seine bleichen Hände zittern! Er wohnt in einem schönen Hause, hat allen erdenklichen Komfort, von dem sie hier keine Ahnung haben. Aber er hat keine Heimat mehr, erfüllt keine Aufgabe im Leben. Er arbeitet für Fremde, kann entlassen werden, er hat keinen festen Boden unter den Füssen. Und das Geld? Sogar das Geld ist nicht beständig. Von heut auf morgen kann man es verlieren. Dann ist



Godi Faesch

Federzeichnung

die ganze Arbeit umsonst gewesen. Das haben wir schon erlebt. Aber Erde, Land, Boden? Die kann einem niemand nehmen. Sie sind das einzige, das seinen Wert niemals verliert.

Sie kommen in die Gärten. Aus allen Häusern treten Menschen im Feiertagsgewande. Jetzt läutet es zum erstenmal. Die Vögel singen und jublieren. Sie feiern Gottesdienst in ihrer eigenen Kirche, in diesem grünen Hain, der das ganze Dorf umgibt.

«Vögel hab ich seit Jahren nicht gesehen, ausser in Käfigen», sagt der Amerikaner. «Mir dröhnt jetzt noch die Untergrundbahn in den Ohren. Manchmal kommt es mir vor, als hätte ich

plötzlich das Gehör verloren, wäre taub geworden in dieser unglaublichen Stille.»

Jetzt stehen sie auf dem Kirchenhügel. Nun treffen sie auch Dorfleute. Man begrüsst sich, sagt, man habe die grosse Neuigkeit bereits erfahren. «Willkommen daheim! Wie du dich verändert hast, man kennt dich gar nicht mehr! »

Es läutet zusammen. Sie gehen hinein und stellen sich in die Chorstühle unter der Empore, wo die Sonne durch die hohen Bogenfenster scheint. Jakob nimmt den Hut vor die Augen und spricht nach alter Sitte das Gebet. Haniss tut es ihm nach, aber er betet nicht. Das Beten hat er längst verlernt. Er schielt nur auf seinen Bruder, damit er weiss,

wann er seinen steifen Amerikanerhut vom Gesicht nehmen kann. Dann lassen sie die Klappen herunter und setzen sich. Jakob hat das Gesangbuch in der Hand und sucht die Lieder, die der Oberlehrer auf die Tafeln geschrieben hat:

Nr. 36 : 1, 2

» 170 : 1

» 107 : 2

Jetzt schweigen die Glocken. Der Pfarrer tritt ein. Er hat das Barett in der Hand und das Gebetbuch unter dem Arm. Unter der Kanzel betet er wie alle andern, dann tritt er zum Altar und verkündet das Lied. Der Oberlehrer singt vor, und die ganze Gemeinde fällt in herrlichem, vierstimmigem Chor ein:

« *Gott, deine Güte reicht so weit,*

So weit die Wolken gehen.

Du krönst uns mit Barmherzigkeit

Und eilst, uns beizustehen.

Herr, meine Burg, mein Fels, mein Hort,

Vernimm mein Flehn, merk auf mein

Denn ich will vor dir beten.» [Wort!

Der Amerikaner war schon blass, als er in die Kirche hineinkam. Hier hat er seine Jugend verlebt, hier ist er in die Kinderlehre gegangen und konfirmiert worden. Wie es mahnt und zerrt und erinnert, wie sie ihn packt, diese einfache, bäuerliche Heimat! Als sie singen, muss er auf die Zähne beißen. Jakob hält ihm das Gesangbuch hin und zeigt mit dem Finger. Er singt mit kräftiger Stimme. Und jetzt passiert es, jetzt läuft dem hartgesottenen Amerikaner das helle Wasser aus den Augen. Tropfen um Tropfen fällt auf den Rock hinab, aber er rührt keinen Finger. Lass es nur laufen! Seekrank ist er nie geworden. Das hätte noch gefehlt. Dort hat man einfach die Zähne zusammengebissen und ausgehalten, wie ein echter Amerikaner es immer tut, wenn's schief gehen will, und dann hilft es. Aber hier hilft alles nichts. So, wie dieses hier hat ihn in seinem ganzen Leben noch nie etwas gepackt.

Der Pfarrer predigt, aber es ist schwer, ihm zu folgen. Er blickt beständig auf einen und denselben Punkt an der gegenüberliegenden Wand, starrt ihn

an und spricht zu ihm. Es ist gleichsam, als schiebe sich eine unsichtbare Wand quer über die ganze Kirche. Über der Wand steht er selber auf einer lichten Höhe, umgeben vom Geiste, den er seinem Volk übermitteln möchte. Es ist etwas Erhabenes, Herrliches, aber er hat das Gefühl, als könnten sie ihm nicht folgen auf diese Höhen, ja nicht einmal bis zur Kanzel hinauf. Sie sitzen da unten im Nebel und im Schatten und schauen ins Leere, denkt der Pfarrer. Begreifen sie denn nicht, was er ihnen sagen will? Er will nichts anderes, als sie zu sich hinaufziehen, herauf in diese lichte Höhe, heraus aus dem stumpfsinnigen Alltag, wenigstens für eine kurze Stunde. Aber er kämpft umsonst gegen Eigensinn und Nichtverstehenwollen. Denkt er. Es ist ein ungeheuer schwerer Karren auf schlechter Strasse, den er ziehen sollte und nicht vorwärts bringt, keinen einzigen Schritt.

Da überkommt ihn der Eifer. «Denn der Herr, euer Gott, ist ein starker, eifriger Gott», heisst es im Text. Das ist nun auf einmal auch der Pfarrer, sein Diener auf Erden. Er ergrimmt, ereifert und vergisst sich. Jetzt sausen Blitze und Hiebe auf die Widerspenstigen herab, der Donner folgt: «Strohköpfe!» hören sie, «hohle Bäuche!» tönt es, «grosse Geister ohne Erleuchtung! Tönendes Erz und klingende Schelle!» blitzt und donnert es.

Haniss schaut verlegen auf seinen Bruder. Er sitzt da, hat den Mund offen und . . . schläft! Schläft mitten im grössten Gewitter, und er ist nicht der einzige, der schläft in diesem Sturme. Was wird geschehen? Werden diese Hitzköpfe aufstehen und zuschlagen, wie sie es immer tun, wenn man sie reizt? Nein. Sie bleiben ruhig sitzen und singen mit derselben Kraft und Schönheit das Schlusslied:

«*Die Sach' ist Dein, Herr Jesu Christ,*

Die Sach', an der wir stehn,

Und weil es Deine Sache ist,

Kann sie nicht untergehn.»

Auf dem Heimweg sagt Haniss, was

sie denn ausgefressen hätten, dass der Pfarrer derart auf sie losdonnere?

« Ach, das sind wir längst gewohnt, das darf man nicht mehr tragisch nehmen. Er tut das immer, es ist ein Kreuz mit ihm. Er nimmt die Dinge viel zu schwer, weil er selber neben dem Leben steht, anstatt drin. Da wohnt er in seinem Schlosse, das wir ihm noch extrafein eingerichtet haben, wohnt in zehn Zimmern und ist unverheiratet, geht selten ins Dorf, studiert, studiert und studiert sich den Kopf ab. Leider lernt er aus Büchern, anstatt vom Leben selbst. Wenn er ins Dorf kommt, geht er auf die Post oder zu zwei, drei bessern Leuten. Genau genommen ist er weiter von uns weg als der Herrgott. Es scheint manchmal, als gebe es für ihn keinen Steg und keine Treppe zu uns herab. Wir sollten einen Pfarrer haben, wie der alte einer war, einen mit Frau und Kindern. Jawohl, eine Pfarrfrau sollten wir haben. Der alte Herr stand täglich im Garten oder in seinen Reben, besorgte alles selber, kannte uns und unsere Nöte, weil er mitten unter uns lebte und ihm alles nahe ging. Zu ihm konnten wir jederzeit gehen, und wir gingen gern.

Vor diesem aber scheut man sich. Er ist viel zu gelehrt, viel zu sehr Herr für uns. Und dabei plagt er sich selber zutode. Aber woran es liegt, das findet er mit all seinem Studieren nicht heraus, gerade das Wichtigste. Er schimpft, wie du gehört hast, auf das Wirtshaus, behauptet, es sei schuld, dass die Leute nicht zu ihm in die Kirche kämen. Und wir sagen, wenn er uns besser verstünde, gingen wir lieber und mehr zu ihm. Er deutet mit dem Finger auf das Wirtshaus herab und sagt: « Du Teufelin! » Das Wirtshaus aber lacht ihn aus. Ich meine, ein kluger Mensch, wie er, sollte doch wohl zwischen beiden Frieden schliessen können. Es gibt nichts auf der Welt, über das man sich nicht einigen kann, wenn man es richtig anstellt. »

Am Nachmittag gehen sie aufs Gemeindehaus. Die Jungen sind noch im Männerchor. Sie üben bei offenen Fen-

stern. Man kann ihren prächtigen Gesang gut hören.

« Ah, das ist ja der Männerchor! Drüben gibt es so etwas nur bei den Deutschen und den Schweizern. Die Amerikaner kennen das nicht. Wir haben sogar ein Schweizer Jodlerquartett. Hier kannst du's sehen, ich bin selber drauf. » Er zieht ein Bild aus der Tasche. Man sieht darauf vier jüngere Männer im Tirolerkostüm mit nackten Knien und einem Hüatli mit Gamsbart. Einer hat die Zither auf den Knien. Über dem Bilde steht « Schweizer Alpen-Quartett New York ».

Die beiden wichtigsten Persönlichkeiten des Tages setzen sich an den Gemeinderatstisch beim Fenster. Auch die ehemaligen Schulkameraden des Amerikaners sitzen heute ausnahmsweise am Herrentisch. Sie sind speziell eingeladen worden. Es soll eine kleine Feier werden. Sie haben sich zuerst nicht getraut, ihn zu duzen. « So, seid Ihr auch wieder einmal hiesig? » sagten sie und gaben dem gewaltigen Mann mit der Million im Koffer verlegen die Hand. Er ist ja auch erdrückend in seinem Stehkragen, seiner bunten Krawatte mit den Sternen und der Perle, seiner gebügelten Hose und den spitzen Schuhen. Aber er will, dass sie ihn duzen, genau wie früher. Das fehlte noch! Natürlich ist er genau so einfach und bescheiden wie sie alle, nur kleidet er sich der Sitte des Landes entsprechend, in dem er seit einem halben Menschenalter lebt.

Er bestellt einen Doppelliter alten Roten, und sie stossen an. Dann bietet er jedem eine seiner mächtigen, schwarzen Zigarren an. Sie wollen damit in die Tasche fahren und sie aufheben, aber das wird nicht geduldet. « Schmeisst eure Stumpen weg und zündet einmal ein richtiges Kraut an, auf Zigarren verstehen sich die Amerikaner », sagt Johaniss oder John, wie er eigentlich heisst. Und jetzt machen sie es umgekehrt, stecken den angebrannten Stumpen in die Westentasche und heben ihn auf.

Der kleine Brännli Gottlieb, der

kein grosser Raucher ist und noch nie eine richtige Zigarre in der Hand hatte, steckt sie verkehrt in den Mund, das geschnittene Ende voran, am Kopf will er anzünden.

« Seeh, das macht man nicht so, komm, gib her! »

John nimmt die Zigarre, beisst ein Stück davon ab und spuckt es aus, dann zündet er an.

« So wird das gemacht, sieh! das ist kein Stumpe! »

Und jetzt muss er erzählen, zuerst vom Meer und den Schiffen, Dingen, die ihnen unbekannt sind und die sie sich nicht vorstellen können. Er spricht natürlich reinstes Amerikanisch, aber sie verstehen ihn trotzdem ganz gut. Dieses Amerikanisch, sagt Gottlieb, sei eigentlich beinahe wie die eigene Muttersprache, nur ein wenig deutscher.

« Ja, das Meer! Ihr denkt wahrscheinlich, es sei ein ungeheuer grosses und topfebenes Wasser, wie es in den Büchern steht, das man in seiner ganzen Grösse und Weite von einem Ende zum andern übersehen könne. Hier Europa, dort Amerika. So stellen sich viele Leute das Meer vor. Ich habe etwas ganz anderes gesehen, war geradezu erstaunt, als ich zum erstenmal darauf schwamm. Das ganze, grosse Meer ist nämlich nichts als ein kreisrunder Teich, gar nicht so übertrieben gross. Du kannst nach allen Seiten ein paar Meilen sehen, zehn oder zwanzig höchstens, weiter nicht. Keine Spur von einer ungeheuren Weite und Grösse. Man sagt mit Recht „der grosse Teich“.

Da schwimmt man mitten drauf, immer schön genau in der Mitte, tagelang, und kommt nicht vom Fleck, nicht an den Rand, der doch dort ein paar Meilen weiter weg und ganz gut sichtbar ist. Immer ist man auf diesem verdammten Teiche, dessen Rand vom Himmel begrenzt ist. Hier steigt der Himmel sozusagen auf das Meer herab, direkt ins Wasser hinein. So ist es, wenigstens nach dem, was ich jedesmal davon sah. »

Das haben sie natürlich nicht erwar-

tet, besonders nicht von einem Amerikaner; denn die sind doch bekannt dafür, dass sie gern aus einer Mücke ein Kamel machen. Sie glaubten, das Meer sei etwas Ungeheures, unbeschreiblich Grosses und Fürchterliches, das ganz gut die übrige Welt mit Haut und Haar verschlingen könnte, wenn es wollte. So steht es wenigstens in ihren Büchern und im Atlas. Wenn man auf dem Meere schwimme, dachten sie, könne man viele tausend Meilen weit nichts als Wasser und Wasser sehen, etwas Uferloses gleichsam. Und jetzt behauptet dieser verrückte Mensch, es sei ein vom Himmel eingerahmter Teich. Das glaubt ihm doch kein Mensch, so einen Unsinn!

« Ja, und wie ist es dann mit diesen berühmten Stürmen und mit den Wellen, die so gross sein sollen wie das Waschhaus dort drüben? »

« Well, wenn's pfeift und stürmt, dann ist es allerdings ganz anders. Dann tanzt und rollt so ein Riesenschiff wie mein steifer Hut dort, wenn man ihn umgekehrt auf den Boden wirft. Einmal siehst du den Bug des Schiffes überhaupt nicht mehr, das ganze Meer fährt darüber weg bis zur Kommandobrücke hinauf, die immerhin normalerweise zehn Meter über dem Wasserspiegel steht. Du glaubst, der Kahn fährt direkt in die Tiefe hinab. Dann kommt er wieder hervor und will auf einmal in den Himmel hinein. Es kracht wie Kanonenschüsse, wenn eine Welle die Schiffswand von der Seite trifft. So eine Welle kann vierzig bis fünfzig Fuss hoch sein, so hoch wie das Gemeindehaus hier.

Und ein Sturm fegt übers Wasser, dass du dich nur genug festhalten kannst. Dann läuft alles wie betrunken auf dem Schiffe herum. Einmal glaubst du, das ganze Schiff hänge dir an den Füßen, dann wieder hast du das Gefühl, du fliegst im nächsten Augenblick wie eine Feder in die Luft hinaus. Willst du an Deck, so musst du den ganzen Kahn mitheben, hinunter aber fliegst du schneller als ein Vogel. Wenn zwei sich im langen Gang zwischen den Kabinen entgegen-

kommen, müssen sie schon von weitem steuern, um aneinander vorbei zu gelangen, aber in der Mitte stossen sie bestimmt zusammen.»

«Dann ist es ja doch ungeheuer gross, denn auf einem kleinen Teiche, wie du vorhin gesagt hast, wäre doch so etwas nicht möglich!» sagt jetzt der Denker Gottlieb.

«Well yes, wenn's stürmt, dann ist es verdammt gross und mächtig, da hast du recht. Vorhin dachte ich eben nur ans schöne Wetter.»

«Seekrank?»

In meinem ganzen Leben bin ich nie seekrank gewesen, ich gehöre nicht zu der Sorte. Seekrankheit ist etwas für Leute, die keine Selbstbeherrschung besitzen. Wer nicht will, wird auch nicht seekrank. Die Lehdies natürlich, die werden es. Da kannst du sie dann beobachten, wie sie wirklich sind. In New York kommen sie aufgedonnert und gepöhntet an Bord, wie neue Bilder vom Maler. Aber am andern Tage liegen sie auf den Deckstühlen herum mit fettigen Gesichtern, die Haare hängen ihnen ins Gesicht runter, und sie wollen nichts als sterben, sterben, sterben. Wenn die einfältigen Männer sie so sehen könnten, gäbe es drüben keine solche Weiberherrschaft.»

Wie gross denn so ein neueres Schiff sei, fragt einer.

«Wenn du beim untersten Haus im Dorf anfängst und bis zum Rank hinaufgehst, hast du die Länge. Und was die Höhe betrifft, so ist es ungefähr so hoch wie euer Kirchturm, alles in allem natürlich, den Teil unter Wasser inbegriffen.»

«Dann wäre also ein einziges Schiff beinah so gross wie unser ganzes Dorf, willst du sagen? Jetzt hast du aber den Mund etwas voll genommen, du verdammter Amerikaner!» sagt Gottlieb mit einem ungläubigen Lachen. «Und überhaupt, was mich betrifft, ich wollte lieber das Geld, das so ein Schiff kostet.»

Gelächter am Tische.

Drüben, fährt der Amerikaner fort, sei natürlich alles anders als hier, die

Menschen, die Sitten, die Unsitten, alles zusammen.

Ja, davon könnten sie jeden Tag genug in der Zeitung lesen, dieses Amerika sei ja die reinste Räuberhöhle, nichts als Mord, Totschlag und dergleichen, aber nie etwas Gutes.

«Das hat seine Gründe», sagt der Amerikaner. «Erstens einmal wohnen in der einzigen Stadt New York mehr Menschen als in eurer ganzen Schweiz, und dann ist es ein ungeheures Völkergemisch. Sämtliche Völkerrassen der Erde sind in dieser Riesenstadt untereinander gemixt: Europäer aller Staaten, Chinesen, Japaner, Neger, Hindus, alles, was irgendwo unter der Sonne geboren wird und herumlaufen kann, und es sind nicht immer die besten Elemente. Wenn einer im alten Lande etwas ausgefressen hat und den Finkenstrich nehmen muss, ist Amerika gerade gut genug für ihn. Vergesst das doch, bitte, nicht, ihr Lieben! Lest nur alles in eurer tüchtigen Zeitung, zum Beispiel auch die Namen dieser «amerikanischen» Verbrecher, Tagediebe, Erpresser und Prostituierten, und ihr werdet viele darunter finden, die verdammt europäisch klingen. Übrigens könnten eure Zeitungen ganz gut auch andere Dinge über Amerika berichten, wenn sie wollten; aber man versetzt den Amerikanern immer gern eins, wenn man kann. Warum schreiben sie denn nichts von den zweihundertfünfzigtausend Schweizern, die drüben leben und wahrhaftig mit aller Gastfreundschaft behandelt werden? Ihr dürft diesem Lande gegenüber schon ein wenig liebenswürdiger sein, das kann ich euch sagen.»

«Wohnst du in einem Wolkenkratzer?»

«Nein, in denen wohnt überhaupt niemand, ausser dem Abwart und dem Nachtwärter, die sind nur für bissness da. Ich wohne weit draussen in Bronxville und fahre jeden Morgen mit der Subweh in die Stadt rein. Das nimmt mir eine halbe Stund, aber es ist so weit, wie von hier nach Zürich. Alle

Leut fahren mit der Subweh, das ist die Unterirdische. Du gehst die Treppe runter, kannst auch mit dem Elewehter fahren, und kommst auf einen richtigen Bahnhof unter der Erde. Alles ist weiss, sauber und im Winter geheizt. Die Temperatur ist von der Behörde vorgeschrieben.

Ein Ticket brauchst du nicht, du wirfst einfach einen Nickel, also einen Zehner in die Bax, dann öffnet sich automatisch eine Schranke, und du kannst reingehen. Einer nach dem andern natürlich, aber es geht so schnell wie das Pflaumenschütteln. « Klick-klick-klick », sagt die Bax den ganzen Tag und nimmt Nickels ein. Dafür kannst du also dreissig Meilen fahren. Das ist sehr billig, aber die Gesellschaft kommt schon auf ihre Rechnung bei der Million oder mehr Menschen, die sie jeden Tag transportiert.

Im Winter allerdings fahre ich nicht. Da wird nicht gepähtet, da kann man sich ausruhen. Manchmal gehe ich über die Nacht als Watschmann, als Nachtwächter, in eine Brueri, eine Bierbrauerei, dort verdien ich fünf Taler die Nacht. Dein Bruder ist auch dort, Mattebis (Mathias). Wir haben keinen schweren Tschab. Jeder hat zwei Stunden Wache zu halten, dann ringt eine Bell, und der andere ist dran. Zwischenhinein kann man schlafen. »

« Aber du hast doch einen Wolkenkratzer gesehen? Wie hoch ist denn so einer wirklich? Ist er so hoch wie unser Kirchturm? »

« Jubett! Er ist sogar noch ein wenig höher. Und was das Sehen betrifft, so arbeite ich ja drin. In New York wird doch nichts anderes mehr gebaut. Wenn eure Kirche hier mitsamt dem Turm zwischen zwei Wolkenkratzern in der Wallstreet stünde, so müsstet ihr sie direkt suchen. Das ist mir einmal passiert, als ich in einer Kirche dort unten pähten musste. Es war ganz im Anfang. Ich konnte mich überhaupt nicht zurecht finden und musste immer fragen. Das sind sie drüben nicht gewohnt und werden

dann gern schnauzig. Sie haben's auch wie ihr zu Hause: „Lappi, tue d'Augen uuf!“

Ich komme also runter mit meinem frischgebackenen Kirchdörflerverstand und denke, nichts sei besser finden als eine Kirche. Aber ich sehe weit und breit keine Kirche. Zuerst frage ich nach der Strasse. Diese hier ist es. Und wo ist die Kirche? Nicht zu finden. Da fasse ich mir ein Herz und frage ein Heilsarmemädel, ein hübsches Ding, das da vor seinem Kessel steht und läutet, ob sie eine Ahnung habe von einer Kirche, die hier in dieser Gegend stehen solle? „In your own back“, sagt sie, gerade in deinem Rücken, mein Guter! Ich dreh mich rum, und was seh ich? Zwischen himmelhohen Häusertürmen steht eine winzigkleine Kirche mit Turm und Friedhof und allem übrigen. Da, direkt vor meiner Nase steht sie, ich bin sicher zehnmal daran vorbeigegangen. »

« Dann war es natürlich ein Zwerg von einer Kirche, eine kleine Kapelle, genauer gesagt. »

« Ja, ja, eine Kapelle mit einem fünfundsiebzig Meter hohen Turm war es; hier kannst du sie sehen! » Er zieht seine dicke Briefftasche heraus: « Da, schaut euch das einmal an! » Auf dem Bilde sieht man zwischen riesigen, schnurgeraden Häusern eine scheinbar winzigkleine Kirche. Wie ein Kinderspielzeug sieht sie aus. Es ist also die volle Wahrheit.

« Was hast du denn dort für ein schönes Papier mit einem Adler drauf? »

« Das ist mein Pass. » Er zeigt ihn herum, und jetzt sperren sie Mund und Augen auf, denn es ist ein amerikanischer Pass.

« Aber dann bist du ja . . . »

« Natürlich bin ich amerikanischer Citizen. Das machen alle so drüben; aber ich bin trotzdem noch Schweizer, mehr als ihr glaubt. »

Es ist alles ungeheuer und unglaublich, was sie heute zu hören bekommen. Aber ihr guter Freund und Kamerad ist so sachlich und trocken, hat für alles und

jedes auch gleich den Beweis in der Tasche, dass sie ihm einfach glauben müssen.

« Ein verrücktes Land ist es halt doch », sagt Gottlieb, « und ich möchte nicht für alles Geld der Welt hinübergehen, nicht einmal für die Million, die du in deinem Lederkoffer mitgebracht haben sollst, wie man im Dorfe sagt. »

Natürlich haben sie jetzt mehr als einen Doppelliter getrunken, und ihre Zungen und Geister sind nicht mehr in der besten Verfassung. Überdies ist es auch Zeit, dass sie zum Füttern gehen. Sie stehen nacheinander auf und bedanken sich vielmals für die grossartige Bewirtung und Unterhaltung. Gottlieb aber tut noch ein Übriges. Er nimmt seinen alten Schulkameraden beiseite, hält ihn lang am Arme fest und sagt: « So, jetzt weisst du ja wieder, wie es bei uns zu Hause ist. Gefällt es dir nicht besser hier, als in der Fremde? Du bist doch auch bald ein alter Mann und nicht mehr so gesund, wie du selber gesagt hast. Bleibe hier, und habe noch ein paar Jährchen gute Zeiten! Du kannst es nirgends auf der ganzen Welt so schön haben wie hier, auch ohne eine Million! »

Aber der Amerikaner verzieht das Gesicht zu einem schmerzvollen Lächeln:

« Schau, Gottlieb, das kennt und versteht ihr nicht. Wenn einer so lang in Amerika gewesen ist, dann lässt es ihn nicht mehr los. Wir alle leiden an der bekannten Krankheit, dass wir an zwei Orten daheim sind und doch keine Heimat haben. Uns plagt die ewige Sehnsucht: ist man drüben, so möchte man hier sein, ist man hier, so zieht es einen wieder hinüber. Immer ist das Glück am andern Ende der Welt. Aber im Herbst nehme ich meinen Abschied, kaufe mir eine kleine Hühnerfarm auf dem Lande draussen mit einem Häuschen drauf. Dann habe auch ich meine Ruhe, und das Federvieh wird mich an die alte Heimat erinnern. »

Es ist nichts zu machen, so sehr sie auch in ihn dringen. Gegen Ende des Sommers reist er wieder ab.

Eines Tages im Herbst kommt der alte Jakob zu Hanna, der Lehrerswitwe, und hat einen Brief in der Hand.

« Kannst du mir nicht sagen, was hier geschrieben steht? Der Brief ist aus Amerika, soviel verstehe ich, aber lesen kann ich kein Wort. » Und er gibt Hanna den Brief.

Sie liest ihn, einmal, zweimal, und der ahnungslose, alte Mann tut ihr leid.

« Kannst du es auch nicht lesen? », fragt er nach einer Weile.

« Doch, jetzt kann ich es lesen, im Anfang war es mir schwer, zu begreifen, was drin steht. Er betrifft nämlich deinen Bruder. »

« Meinen Bruder, den Haniss, der diesen Sommer bei uns war? Hat er selber geschrieben? »

« Nein, Jakob, dein Bruder hat nicht selber geschrieben, er wird nie mehr schreiben, er ist verunglückt, tot. »

Der Alte steht da und hört die Botschaft. « Tot, sagst du, mein Bruder? Bestimmt irrst du dich, lies nur noch einmal nach! Mein Bruder kann doch nicht tot sein, er war ja vor wenigen Monaten noch hier, fröhlich und gesund! »

« Es ist doch so. Er hat einen Unfall gehabt, und sie konnten ihn nicht retten. »

« Ist er abgestürzt? »

« Nein, er ist ... », sie bringt es beinahe nicht übers Herz « ... er ist erstickt, an einem Hühnchenbein, das ihm im Halse stecken blieb. »

« Erstickt, sagst du, an einem Hühnerknochen? »

« Ja, so steht es in dem Briefe. » Hanna gibt das Papier zurück. Jakob dreht es in den Händen um, sie zittern. So leicht ist dieser kleine Brief, und eine solche Last legt er dem alten Mann auf. Auch seine Stimme zittert, als er sagt:

« Vierzig Jahre lang ist er an himmelhohen Wolkenkratzern herumgeklettert, und die haben ihm nichts getan. Aber ein winziges Hühnerknöchelchen... Dann ist es eben doch so, wie ich immer gesagt habe, dieses Amerika gibt keinen zurück, der ihm einmal in die Finger geraten ist. »